

Lob des Exzentrikers

Vor zweihundert Jahren wurde John Stuart Mill geboren, ein Philosoph des Liberalismus

Von Jean-Claude Wolf

Der Liberalismus kennt viele Gründerfiguren. Der englische Philosoph und Ökonom John Stuart Mill, der am 20. Mai 1806 geboren wurde, ist unbestreitbar eine der wichtigsten.

«John Stuart Mill was the foremost British philosopher of the nineteenth century.» So lautet das Urteil eines seiner besten Kenner, Henry Robinson West. Mill lebte von 1806 bis 1873. Er gehört nach Jeremy Bentham und seinem mit Bentham freundschaftlich verbundenen Vater James Mill zu den Utilitaristen der zweiten Generation. Er führte ihr Werk fort und verfeinerte es, indem er es gegen zahlreiche Einwände verteidigte. Der Utilitarismus wurde nicht nur als rein akademische Angelegenheit, sondern als Bestandteil einer politischen Bewegung vertreten, deren Protagonisten in ihrer Mehrfachkompetenz als Juristen, Ökonomen, Psychologen und Sozialphilosophen wesentlich zur Idee radikaler Reformen im Geiste des aufgeklärten Bürgertums beitrugen.

AUTOBIOGRAFIE

In seiner brillanten Autobiografie beschreibt Mill junior das strenge Erziehungsexperiment mit «Frühgriechisch» ab vier Jahren, dem er durch seinen Vater unterzogen wurde, und die daraus resultierende «mental crisis», die ihn dazu brachte, in seiner intellektuellen Entwicklung eine Pause einzulegen und in den eher passiven Freuden des Lebens ein Gegengewicht zur forcierten Erziehung zu finden. Seinen Lebensunterhalt bestritt Mill wie sein Vater durch eine Anstellung bei der East India Company. Seine «mental crisis» ist ein Abglanz jener Lebenskrisen, die so manche Autobiografien des spätviktorianischen 19. Jahrhunderts verzeichnen und die sich durch den Verlust des christlichen Glaubens charakterisieren. Bei Mill, der nicht religiös erzogen wurde, sondern im säkularen Geiste von Benthams Utilitarismus, spielt sich die Lebenskrise als unterschwellige Revolte gegen den übermächtigen Vater, als Autoritätskrise ab. (Zur Religion hatte Mill ein sachlich untersuchendes, kein bekenntnishaftes Verhältnis.) Als Medium zur Erlangung geistiger Selbständigkeit dient dem zwanzigjährigen Mill die Rezeption romantischer Dichter. Ausdruck findet diese «Korrektur» in seinem begeisterten Essay zu Samuel Coleridge. Die Bereitschaft, von den Gegnern des Utilitarismus und liberalen Radikalismus zu lernen, bezeugt auch Mills freundschaftlicher Briefwechsel mit Thomas Carlyle.

Die Autobiografie vermittelt ein eindrückliches Porträt von Mills intellektuellem Profil, das keine «Kultur der Gefühle» ebenso einschliesst wie die europäische Vernetzung im Austausch von wissenschaftlichen Informationen und kulturellen Anregungen; sie enthält neben der Kindheits- und Jugendgeschichte die Genealogie von Mills Werken und einen bewegend Bericht über die Begegnung mit Harriet Taylor, die ihn als Menschen und Schriftsteller stark beeinflusst hat und die er erst nach zehn Jahren Bekanntschaft, unmittelbar nach dem Tod ihres ersten Gatten im Jahr 1851, heiratete. Der bereits sieben Jahre nach der Eheschliessung verstorbenen Gattin hat Mill sein literarisches Glanzstück, die Schrift «On Liberty», gewidmet.

UTILITARISMUS

Mills Ruhm zu Lebzeiten wurde begründet durch sein «System of Logic, Ratiocinative and Inductive» (1843), ein mit zahlreichen Beispielen aus der Wissenschaftsgeschichte angereichertes Werk zur induktiven und deduktiven Methode der Natur- und Sozialwissenschaften, und die zwei Jahre später erschienene «Political Economy». – Beide Bücher galten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts als Standardwerke ihrer Disziplinen. Mills Logik inaugurierte die Idee vom Methodendualismus zwischen Natur- und Kultur- bzw. Geisteswissenschaften, die insbesondere von Wilhelm Dilthey und den Neukantianern weitergeführt wurde. Zusammen mit einer kritischen Untersuchung zur Philosophie William Hamiltons bilden die genannten Werke einen imposanten systematischen Zusammenhang, der heute freilich hauptsächlich von historischem Interesse ist. Nachruhm und Wirkung Mills gehen weniger auf seine theoretische Philosophie zurück als auf seine Schriften zur praktischen Philosophie.

Zu wenig bekannt ist in der deutschsprachigen Welt die Intensität und systematische Tiefe, mit der bis heute verschiedene Aspekte des Utilitarismus diskutiert werden, die bereits in Mills Essay «Utilitarianism» (1861) thematisch sind. Grössere Schulzusammenhänge haben sich vor allem in Australien, den USA und Grossbritannien etabliert. Mill stellt sich auf die Seite einer empirischen Philosophie; die ausschliessliche Orientierung an geistigen oder gefühlsmässigen Intuitionen gilt ihm dagegen als unangemessen. Die Orientierung am Leitfaden der Erfahrung führt Mill ebenso wie seinen wichtigsten Vorgänger, Jeremy Bentham, dazu, auf eine rationale Letztbegründung der Moral explizit zu verzichten. Der einzigste Anhaltspunkt für das, was gut ist, besteht im Faktum dessen, was Menschen wünschen – auch wenn gewisse Wünsche unaufgeklärt oder

ungeprüft sein mögen. Allerdings gibt es auch im Bereich der Empfindungen und Wünsche einen Prozess des Lernens, der uns dazu führen kann, das Glück, das wir alle suchen, in ganz verschiedenen Dingen zu finden. Die Orientierung am Glück schliesst den Pluralismus der Lebensformen nicht aus.

Im Unterschied zu Bentham vertritt Mill die Auffassung, dass sich unsere Freuden («pleasures») nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ unterscheiden. Diese Unterschiede der Qualität erklären sich teilweise aus den verschiedenen Quellen unserer Freuden, die in Körperreizen, aber auch in geistigen Aktivitäten bestehen können. Hauptsächlich aber verdanken sie sich der jeweils subjektiven Art und Weise, wie wir Freuden erleben, beurteilen und bewerten. Weil es kein objektives, vom menschlichen Erleben unabhängiges Kriterium gibt für die qualitativen Unterschiede der Freuden, führt Mill die Idee eines erfahrenen Richters ein, der es versteht, möglichst viele qualitative Unterschiede zu erleben und zu bewerten. Dieser Richter der Freuden erinnert an Adam Smiths «ideal observer».

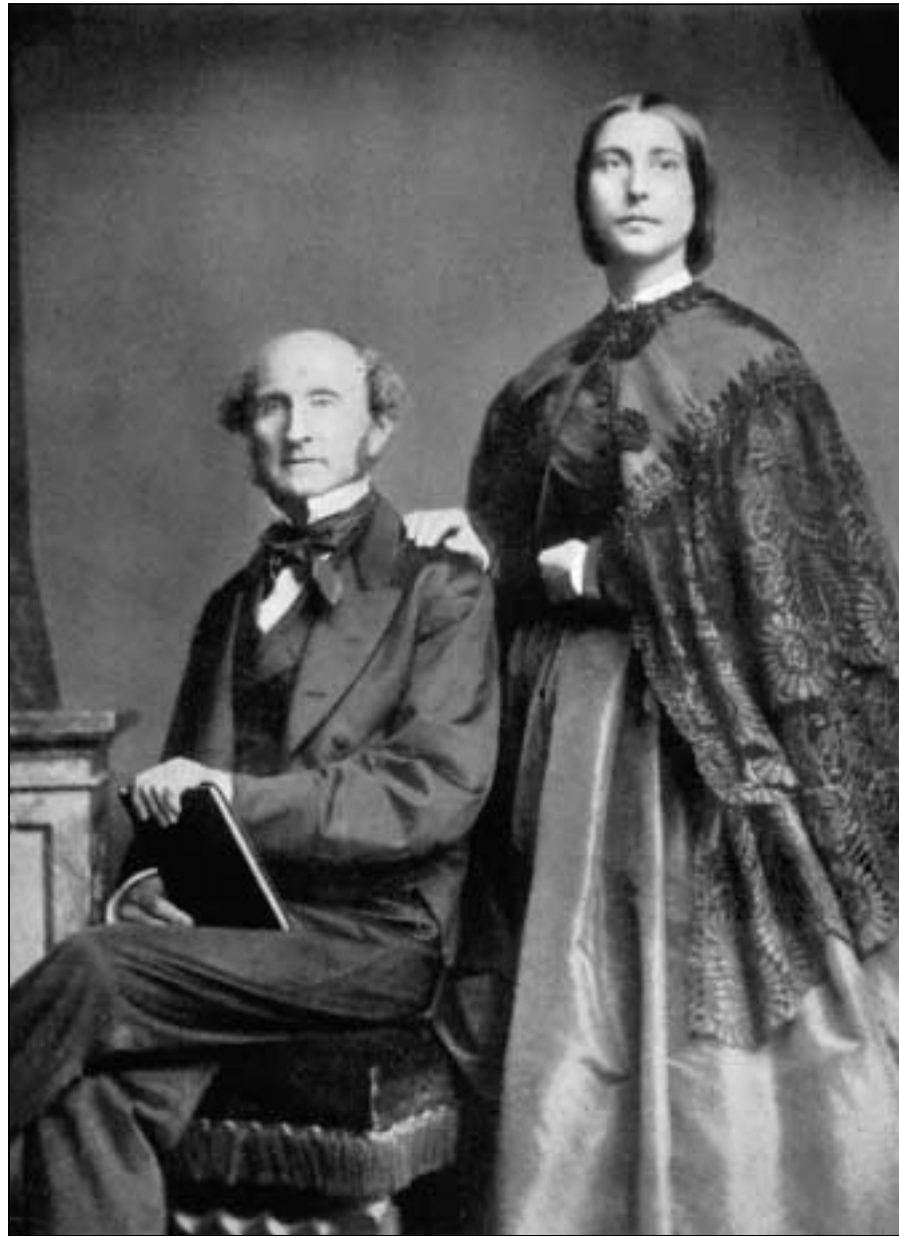
Die Unterscheidung zwischen Qualitäten der Lust ist plausibel und dient Mill dazu, den gegen die Orientierung an Glück und Freude erhobenen Vorwurf der «Schweinephilosophie» abzuwehren; weniger plausibel ist dagegen Mills Absicht, eine allgemein gültige Abstufung zwischen den höheren Freuden und den niedrigeren Freuden zu etablieren. Interessant ist, dass Mills ebenso subtile wie umstrittene Diskussion der höheren und geistigen Freuden Spuren des Einflusses seiner Beschäftigung mit Platons Dialogen, insbesondere mit dem Dialog «Philebos», verrät. Obwohl Mill sich zum Empirismus bekannte, war er auch bereit, sich für idealistische Visionen in der Moral zu öffnen. Dies gilt ganz besonders von seiner Hoffnung, dass es die Menschen in Zukunft noch besser schaffen mögen, ihre egoistischen oder privaten Interessen den Interessen der Gemeinschaft freiwillig und enthusiastisch unterzuordnen.

In seinen Andeutungen zur «religion of humanity» macht Mill Anleihen bei der Drei-Stadien-Soziologie von Auguste Comte. Wie Comte meint auch Mill eine Tendenz zum moralischen Fortschritt in der Geschichte erkennen zu können, die es den Menschen ermöglicht, sich mehr und mehr mit den Zielen der Nation und letztlich der gesamten Gattung zu identifizieren. Im Unterschied zu Hegel und Schopenhauer verzichtet Mill jedoch auf eine metaphysische Begründung der Moral. Mills Kapitel zur Gerechtigkeit ist ein Lehrstück über die Vielfalt von Gerechtigkeitsauffassungen in den Ideen der gleichen Verteilung, der Erfüllung von Bedürfnissen, der Belohnung von Verdiensten sowie im Respekt vor den individuellen Rechten. Diese heterogenen Dimensionen der Gerechtigkeit sollten, so Mill, in der gleichen Rücksicht auf das Glück aller systematisch vereinheitlicht werden.

Mills kleine und gehaltvolle Schrift gibt Anlass zur Differenzierung des Utilitarismus in verschiedene Unterarten. Bis heute dauert die Debatte darüber an, ob Mill eher zu einem «Verallgemeinerungs-» oder zu einem «Handlungsutilitarismus» neigte oder ob sich bei ihm bereits eine dritte Option abzeichnet, die von Richard Brandt als «moral-code utilitarianism» bezeichnet wird – eine Position, in der es weder um die Folgen isolierter Handlungen noch um die Folgen isolierter Regeln geht, sondern um den Gesamtnutzen eines mehrheitlich akzeptierten Systems von moralischen Regeln. Brandts Utilitarismus mit moralischem Gewissen und Regelwerk bildet einen der attraktivsten Nachkommen von Mills Theorie.

LIBERALISMUS

Das Schlusskapitel des «Utilitarismus»-Essays führt mit dem Thema Gerechtigkeit über die Ethik hinaus zur Frage der politischen Durchsetzung moralischer und gesetzlicher Normen. Mills Utilitarismus zieht nicht etwa die Konzeption einer wohlwollenden Despotie im Namen des Glücks der Mehrheit nach sich, sondern die Idee eines sozialen Liberalismus. Der Essay «On Liberty» hat nicht nur in der englischsprachigen Welt den Status eines Klassikers. Die Verständlichkeit und Anschaulichkeit von Mills Stil erreicht hier einen Höhepunkt. Mills Liberalismus ist unter anderem eine Theorie der Begrenzung legitimer Sanktionen. Staatliche Sanktionen sollten begrenzt werden durch das Prinzip der Ver-



John Stuart Mill (20. 5. 1806 bis 7. 5. 1873) mit seiner Stieftochter Helen Taylor.

hütung der Schädigung anderer, das «harm principle». Obwohl Mill dieses Prinzip als «sehr einfach» charakterisiert, verfeinert er dessen Formulierung in mancher Hinsicht und konfrontiert es mit zahlreichen Anwendungsfragen. Mill erläutert, warum nicht alle Interessen anderer berücksichtigt werden müssen; es gibt nichtvitale Interessen anderer, die sehr oft verletzt werden dürfen und müssen, zum Beispiel das Interesse, nicht von anderen Weltanschauungen verwirrt oder provoziert zu werden.

Der Kern von Mills Liberalismus liegt in der Mässigung und Begrenzung der Sanktionsgewalten von Staat und Gesellschaft zugunsten der Entfaltungspotenziale des Individuums. Die Begründung und Anwendung eines Sanktionsprinzips muss stets und möglichst umfassend die «Sanktionskosten» berücksichtigen. Der von David Lyons eingeführte Begriff deckt nicht nur monetäre Kosten der Überwachung und Kontrolle ab, sondern auch die sogenannten moralischen Kosten, die in der Verletzung von Rechten und der Selbstachtung manipulierter und kontrollierter Bürger bestehen. Die Kehrseite des «harm principle» ist die Ausscheidung des Paternalismus. Andere zu ihrem vermeintlichen (körperlichen, seelischen oder moralischen) Besten zu zwingen, ist kein zulässiges liberales Prinzip. Paternalismus gegenüber mündigen Personen verletzt nicht nur deren individuelle Rechte, sondern führt auch zu einer unerwünschten Zentralisierung von Macht sowie zu kontraproduktiven Formen der Bürokratie.

Niemand darf die Anwendung von Zwang oder Gesetzen beanspruchen, nur um seine eigenen weltanschaulichen oder religiösen Empfindlichkeiten zu schützen. Wichtiger noch: Zwang und Gesetze sind auch nicht dadurch legitim, dass sie die weltanschaulichen Überzeugungen der Mehrheit gegen Minderheiten durchsetzen. Tocquevilles Stichwort «Tyrannei der Mehrheit» wird von Mill dazu benutzt, subtilere Zwänge der Mehrheitskultur zu benennen und durch die Empfehlung kühner und nonkonformistischer «Lebensexperimente» zu korrigieren. Mill geht so weit, die exzentrischen und starken Leidenschaften Einzelner als «Salz der Gesellschaft» zu preisen. Mit dieser Emphase vertritt Mill ähnlich wie Herbert Spencer ein «anarchisches» Element, das dazu geeignet ist, die Autorität des Staates und den Druck der Konventionen zu relativieren. Allerdings geht Mill nie so weit wie Max Stirner oder Nietzsche, die den Staat als Moloch und Feind der Kultur perhorreszieren.

Mills Aktualität zeigt sich auch daran, dass auf seine Argumente und Beispiele in Debatten darüber zurückgegriffen wird, wie sich die Grenzen zwischen tolerierbaren und nicht tolerierbaren Störungen und Ärgernissen – etwa «Hassreden», Provokationen und Obszönitäten – ziehen lassen. Mills Auslegung für die Begründung der Meinungsäusserungsfreiheit ist heute noch vorbildlich; neben der Rettung verkannter Wahrhei-

ten geht es darum, Irrtümer und Halbwahrheiten in der Gesellschaft offen zu diskutieren und dafür zu sorgen, dass Errungenschaften der Vergangenheit nicht zu toten Plattitüden der Gegenwart verkommen.

DIE RECHTE DER FRAUEN

Wie sehr Mill seiner Zeit voraus war, bezeugt auch sein Engagement für die Rechte der Frauen. Er hielt sogar im Unterhaus, in dem er für die Whigs von 1865 bis 1868 sass, eine Rede für das Frauenstimmrecht. Nach Mill gibt es Grenzen der eigenen Freiheit, und zwar nicht nur in den Interessen anderer, sondern auch in der irreversiblen Verwirrung der eigenen Freiheit: «Es ist nicht Freiheit, sich seiner Freiheit entschlagen zu dürfen.» So betrachtet Mill Eheverträge, die eine Scheidung kategorisch ausschliessen, als «Sklavereiverträge»; sie sollten in einer liberalen Gesellschaft als null und nichtig betrachtet werden. 1861 hatte Mill ein der Frauenemanzipation gewidmetes Werk verfasst, das erst 1869 veröffentlichte. Nach Mills eigenen Angaben waren seine Überlegungen zur «Hörigkeit der Frauen» (so die geläufige Übersetzung des Titels «The Subjection of Women») inspiriert durch die Gespräche mit seiner Freundin und späteren Gattin Harriet Taylor.

Mills Ausführungen enthalten sowohl einen Ansatz zur Förderung einer gleichen Berücksichtigung der Interessen von Männern und Frauen als auch Argumente für die Rücksicht auf Differenzen zwischen Männern und Frauen, soweit sich diese auch unabhängig von patriarchalen Zwängen erhalten oder entwickeln könnten. Mill geht es nicht nur um eine juristische Gleichstellung, sondern auch um eine Familienpolitik, welche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten in der Kindererziehung beseitigt und bereits kleine Mädchen in ihrer Individualität stärkt, statt sie in bestehende Geschlechterrollen und zur Selbstverleugnung zu drängen.

John Stuart Mill kombinierte ökonomischen Liberalismus mit einem Bildungsliberalismus, der aristokratische Elemente, aber auch Anleihen beim Frühsozialismus einschliesst; die Verteidigung einer Vielfalt von Lebensexperimenten und der Notwendigkeit exzentrischer Individuen als Korrektiv zur Tendenz der kulturellen Nivellierung verleiht diesem Liberalismus sein unverkennbares Profil.

Der Autor lehrt Ethik und politische Philosophie an der Universität Freiburg i. U. Letzte Buchpublikationen, u. a.: Eduard von Hartmann. Ein Philosoph der Gründerzeit. Königshausen & Neumann, 2006; Tierethik. Neue Perspektiven für Menschen und Tiere. Harald Fischer, 2. Auflage 2005.

Journalist Marx

L. L. Dieser Journalist muss der Schrecken eines jeden Redaktors gewesen sein. «Über einen Leitartikel, den ein anderer in zwei Stunden schreibt, hockt er einen ganzen Tag, als handle es sich um die Lösung eines tiefen philosophischen Problems; er ändert und feilt und ändert wieder das Geänderte und kann vor lauter Gründlichkeit niemals zur rechten Zeit fertig werden.» So Friedrich Engels über seinen Freund und Kollegen Karl Marx im Januar 1849, beide seinerzeit in Diensten der «Neuen Rheinischen Zeitung». Der desaströse Perfektionismus hat indessen eine ausserordentlich fruchtbare journalistische Tätigkeit nicht gehindert. Marx arbeitete nicht nur für die «Rheinische» und die «Neue Rheinische Zeitung», sondern auch als Auslandskorrespondent der renommierten «New York Tribune», der zwischen 1850 und 1870 auflagenstärkste Zeitung, 1861 mit einer Auflage von 288 000 Exemplaren. Der «Berliner Verein zur Förderung der Marx-Engels-Gesamt-Ausgabe» dokumentiert die Beiträge einer wissenschaftlichen Veranstaltung, die den Journalisten Marx und Engels gewidmet war. Im Zentrum steht der Beitrag des Amsterdamer Marx-Experten Michael Krätke über «Marx als Wirtschaftsjournalist». Es wird nicht unterschlagen, wie häufig Marx als Krisenprophet danebenlag, aber auch vermerkt, wie oft er, etwa mit seinen Prognosen zur Entwicklung Chinas, ins Schwarze traf. Am Schluss steht die freie, in der Tat utopische Phantasie eines «neuen Marx», der die einflussreiche Stellung des Wirtschaftsredaktors einer grossen, überregionalen Tageszeitung innehatte. Was würde, was könnte er tun? Sicherlich feilen und verändern, siehe oben.

Die Journalisten Marx und Engels. Das Beispiel «Neue Rheinische Zeitung». Argument-Verlag, Berlin 2006. 269 S., €18,90.